

Stenographischer Unsegen

Autor(en): **Müller, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **9 (1911-1912)**

PDF erstellt am: **28.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748784>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

la fois savant et homme d'action; j'ai foi en de telles personnalités; sa chaude parole va ranimer bien des énergies, et puisqu'il monte à la brèche *sans crainte*, il aura derrière lui, autour de lui, tous les hommes de bonne volonté."

Depuis onze ans tous les évènements ont donné raison à cette prophétie; je n'hésite pas à la renouveler pour les jours à venir.

Quant à nous, citoyens suisses, décidés que nous sommes à résister à outrance à toute ingérence étrangère, qu'elle vienne du Sud ou qu'elle vienne du Nord, sachons aussi ne pas confondre les sottises de quelques fanatiques avec le caractère d'une nation tout entière. Nous avons hélas, nous aussi, nos fanatiques. Pourquoi donc notre politique devrait-elle agir toujours *contre* quelqu'un? A être ainsi anti-française, ou anti-allemande, ou anti-italienne, elle perd précisément de son indépendance; cela n'est ni sage, ni digne d'une vraie nation, ni conforme à nos destinées. Au lieu de partager, dans un sens ou dans l'autre, les rivalités de nos puissants voisins, soyons donc supérieurs à ces rivalités; sachons avoir enfin, sans provocation et sans faiblesse, une politique nettement suisse. C'est le meilleur moyen de prouver à nos voisins que nous ne sommes pas en Europe une quantité négligeable, et de leur rappeler cette vieille vérité: *On a souvent besoin d'un plus petit que soi.*

ZURICH

E. BOVET



STENOGRAPHISCHER UNSEGEN

Ich habe immer nur von dem Nutzen der Stenographie gehört. Darum lernte ich sie mit Eifer. Hundertundfünfzig Silben in der Minute war das Resultat in einem Wettschreiben. Stolz, wie ein Gockel, ging ich mit meinem Diplom nach Hause.

Von da ab hat mir die Kurzschrift nur Ärger und Enttäuschung gebracht. Ich hasse sie und bitte die mit mir am stenographischen Unsegen leiden, eine Warnungstafel aufrichten zu helfen.

„Verlangt Stenographie und Maschinenschreiben“, heißt es immer wieder unter den „offenen Stellen“ in der Zeitung. Ich habe zehn Jahre lang den stenographischen Fluch im Kaufmannsstand mit angesehen. Korrespondenten hießen sich die armen

Maschinensklaven, die stundenlang die Diktate ihres Vorstands mechanisch und wörtlich aufnehmen mussten und sie ebenso mechanisch in Kurrent oder Typenschrift umzusetzen hatten. So wurden sie fast alle zum stumpfsinnigen Medium. Die eigene geistige Tätigkeit war gleich Null. Ich kenne graue Korrespondenten, denen noch heute so diktiert wird vom „Im Besitze Ihres Geehrten . . .“ bis zum „Hochachtungsvoll“. Einem von ihnen gab der Prinzipal ausnahmsweise in der Eile nur die ungefähre Anweisung: „Schreiben Sie dem Manne höflich ab.“ Eine halbe Stunde später kaute der Korrespondent noch an seinem Federhalter. Er hatte den Brief einfach nicht fertig gebracht. Die Stenographie hatte ihn mit den Jahren jedes eigenen Gedankens entwöhnt.

Was waren das noch für Korrespondenten in der vorstenographischen Zeit. Im Soll und Haben von Gustav Freytag sind sie abkonterfeit: Denkende Leute mit Stolz und Rückgrat. Da stand der Chef mit einem dicken Bündel eingelaufener Briefe. Drei, vier Worte tropften bei jedem als Anweisung von seinen Lippen. Und das genügte. Freilich, dem Angestellten hatte er auch *mehr* als achtzig Mark im Monat zu bezahlen. So viel kriegen nämlich heute die stenographischen Opfer. So ist die Kurzschrift zum Unglück des Handlungsgehilfen geworden, gerade wie die Maschine dem Arbeiter zum Fluche ward. Die Stenographie hat den Geist aus unsern Kontoren vertrieben. Weil sie dem plattesten, unterdurchschnittlichsten Menschen zugänglich war, weil durch ihre unheilvolle Vermittlung die hochwertigen Angestellten mit ihren größeren Ansprüchen aus dem Sattel gehoben wurden, ist sie zur vornehmsten Züchterin unseres Kontorproletariates geworden.

Humoristisch veranlagte Prinzipale haben schon ihren Stenographinnen einen glatten Unsinn, ja ihr eigenes Todesurteil diktieren können, sie haben's nicht gemerkt. Kaum dass ihnen bei der Übertragung der Sinn wirklich ins Bewusstsein tritt. Der Leiter eines Auskunftsbureaus fand sogar darin die beste Sicherheit für die Schweigepflicht seiner vierunddreißig Schreiber und Schreiberinnen.

In der Übergangszeit mag es vorgekommen sein, dass der obenhin Diktierende in dem übertragenen Briefe Fehler fand, die sein eigenes Diktat verschuldet hatte. Sagte er dann im Widerspruchsräger: „Sie müssen auch nicht jeden Unsinn schreiben, den ich diktiere,“ so war das durchaus nicht nur komisch.

Die Folge war, dass der diktierende Abteilungsvorstand sich heute nur abgeschliffene, ausgeleierte Sätze angeeignet hat, die den Stil unserer Kaufmannsbriefe zu einem Jammer gemacht haben. Ehedem mochte jeder selbständige Korrespondent etwas von seiner Eigenart in seine Briefe legen, heute liegen diese Briefe da wie unendliche Reihen ausgenommener Kabeljaus.

Gegenüber dieser Intelligenzeinbuße, die mit einem fühlbaren Verlust an Arbeitsfreude Hand in Hand geht, ist auch der Zeitgewinn recht problematisch. Gewiss, der Prinzipal kann rascher diktieren, wie etwa ein Amtsrichter seinem Schreiber, der alles in Kurrent wiedergeben muss. Aber der Kaufmann von früher diktierte eben nicht, sondern disponierte mit wenigen Andeutungen. So kommt die Gegenrechnung in den meisten Fällen sogar zu einem *Zeitverlust*. Und das geringere Gehalt der Angestellten ist vom Standpunkt einer vernünftigen Volkswirtschaft auch kein Vorteil. Die stenographische Bureaubilanz stellt sich also so: Zweifelhafte Aktiva: Gedrückte Gehälter.

Passiva: a) Intelligenzverlust, b) Einbuße an Arbeitsfreude, c) Zeitverzettelung.

Das einzige Plus, was ich entdecken kann, besteht darin, dass Stenographie für die einheitliche Organisation und Arbeitsteilung der modernen Großbetriebe günstig ist. Dieser Vorteil aber wird zu teuer bezahlt.

Recht deutlich kommt die geistfeindliche Tendenz der Kurseschrift an unsern Hochschulen zum Ausdruck. Ich kenne einen berühmten Professor, der am Eingang seiner Vorlesungen die Hörer eindringlich vor der Stenographie warnte. So schlecht sei sein Vortrag nicht, sagte er, dass es gleichwertig sei, ob man das lebendige Wort mit einigen notierten Schlagworten in sich aufnehme, oder ob man schwitzend mitstenographiere, um zu Hause den Sinn erst mühsam wiederkäuend zu entziffern.

Es gibt Studenten, die sich mit der ebenso gewissenhaften als entgeistigenden Doppelarbeit des Stenographierens und der Übertragung zu Hause zuschanden arbeiten. Andere bleiben beim ersten hängen, schieben das zweite ewig auf und stehen beim drohenden Examen vor unförmlichen Stenogrammgebilden, die sich wie unendliche Strickstrümpfe trostlos durch eine Menge Hefte ziehen. Wer im zweiten Semester noch stenographiert, gehört eigentlich nicht auf die Hochschule, ein Stenograph im dritten

Semester aber dokumentiert seinen geistigen Erstickungstod, habe ich einen Rektor sagen hören. Er ist nicht der Einzige, der am schwarzen Brett anschlagen lassen möchte: Stenographieren an der Hochschule untersagt!

Man mache doch den Versuch, einen Vortrag stenographisch zu fixieren. Wenig oder nichts vom Stoff und der Persönlichkeit des Redners geht in uns über. Fingermuskelarbeit, weiter nichts. Dazu diese böse Täuschung, man habe es ja jetzt schwarz auf weiß. Wie ganz anders, wenn ich vom Wortlaut absehe und mir dann und wann ein Schlagwort in Kurrent niederschreibe. Dadurch arbeite ich geistig mit. Nichts geht mir verloren. Wie oft ist eine kleine Randbemerkung, die im Stenogramm unverständlich isoliert steht, die Brücke zum Verständnis ganzer Gedankenreihen; aber nur zusammen mit der Miene, die der Redner dabei macht und die dem schwitzenden Stenographen im Dunkeln bleibt. Eine Miene, eine Handbewegung, ein Tonfall ist oft entscheidender als das nackte Wort, in dem der Stenograph mit Unrecht allen Geist eingesperrt wähnt.

In Zürich hatte eine studentische Korporation ein stenographisches Bureau mit der Nachschrift und Vervielfältigung von Vorlesungen beauftragt. Die Fakultät hat sich nachdrücklich verboten. Die stenographierten und gedruckten Vorträge hätten die Studenten einfach dem lebendigen Wort entfremdet, denn die Ausrede, sie könnten zu Hause das Gehörte um so besser repetieren, wird dem Wissenden nur ein Lächeln entlocken.

Wie aber mit den Stenographen in den Parlamenten? Da sind sie doch nützlich und nötig, schon wegen der Zeitungsberichte? Aber wer den Betrieb kennt, weiß, dass die gedrängten Parlamentsberichte unserer besten Zeitungen prima vista in Kurrent von einem verständnisvollen Hörer und nicht vom stenographischen Bleistift gearbeitet sind. Soweit der genaue Wortlaut für Kontroll- und Bewahrungszwecke doch von Nöten ist, würden gute Phonographen die getreue Wiedergabe viel besser machen.

Es ist kein Zufall, dass der geistig Schaffende kaum je die Kurzschrift verwendet beim Niederschreiben seiner Gedanken. Nicht nur weil ein Stenogramm kein Gesicht, keinen Charakter hat. Die krausen, flüchtigen Haken und Schlingen widerstreben der geistigen Produktion, trotzdem beim raschen Gedankenfluss gerade ihre Schnelligkeit von Vorteil scheinen könnte.

Alles in allem: der schmale Nutzen der Stenographie wird maßlos überschätzt, und für ihre großen Nachteile fehlen noch die Augen. Sonst wäre sie nicht Zwangsfach oder wichtiges Wahlfach in tausenden von Schulen geworden.

Ein untrügliches Zeichen ihres minimalen geistigen Inhalts ist der lächerliche Fanatismus, womit sie zum Ausgleich ihre Jünger erfüllt. Ich hatte Mitschüler, die keine Predigt, keine Rede hören konnten, ohne wenigstens auf dem Knie mit dem Zeigefinger mitzustenographieren. Später habe ich sie zu veritablen stenographischen Liebesbriefen sich aufschwingen sehen. Man braucht sich einen stenographischen Liebesbrief nur vorzustellen, um die innere Unzulänglichkeit und Armseligkeit dieser „Kunst“ zu spüren.

Nun gar der Fanatismus zwischen Anhängern verschiedener stenographischer Systeme. Blindwütigen Hass habe ich dabei in den Vereinen sich entwickeln sehen. Beschimpft haben sie sich und ihre konkurrierenden Statistiken gebogen und erlogen. Brüder und Freunde hat sie entzweit. Hie Gabelsberger, hie Stolze, hie Schrey, hie National, hie was weiß ich noch alles. Nur bei den Vegetariern verschiedener Grade und bei verschrobenen Naturmenschen habe ich ähnliche Ausbrüche und Verstiegenheiten beobachten können.

ZÜRICH

FRITZ MÜLLER



SCHAUSPIELABENDE

Wir haben, bevor noch der Oktober zu Ende ging, das Vergnügen einer echt zürcherischen Premiere in unserm Pfauentheater, der wertvollen Schauspielersfiliale des Stadttheaters, erlebt. Die Uraufführung gewann dadurch an Reiz, dass sie uns mit einem *homo novus* des dramatischen Schaffens bekannt machte, freilich nicht mit einem Neuling in der Literatur überhaupt, denn *Robert Faesi* — um ihn handelt es sich — ist seit einiger Zeit schon als Autor bestens bei uns eingeführt. Zwar ist sein gedruckter literarischer Ausweis nicht gar umfangreich, aber er hat Gewicht und steckt voll schöner Verheißungen. Mit dem schlanken, eleganten Büchlein der Zürcher Idylle hat er sich gleich vortrefflich eingeführt: das Zürich des achtzehnten Jahrhunderts erwacht farbig und lebensvoll. Klopstock bringt eine wohltuende Unruhe in die literarisch interessierte Jungmannschaft der Limmatstadt, die in dem alten Bodmer einen Diktator von unbeugsamen ästhetischen und moralischen Grundsätzen besitzt. Jugend und Alter stoßen auf einander, Tradition und Revolution, steife Regel und pulsierendes Leben. Das ist allerliebste geschildert mit lächelndem Humor und leuchtenden jungen Augen. Ein kleines zierliches Kunstwerk ist diese Idylle. Daneben sind wir Faesi gelegentlich als Lyriker begegnet, und die Leser dieser Zeitschrift haben